

NACH DER REISE:

ZWISCHEN VIELEN WELTEN DENKEN(D)

Fazit: Für eine Verunsicherung des geographischen Blicks

Im Anschluß an eine Reise stellen sich oft zwiespältige Gefühle ein. Meist vermischt sich die Trauer über das Ende einer abwechslungsreichen *Zeit unterwegs* mit der Freude darüber, wieder *zu Hause* zu sein. Doch nach dieser Reise wollen sich weder Trauer noch Freude einstellen, so daß sich die Frage stellt, was es mit dem »Nach-der-Reise« in diesem Fall auf sich hat. Anders gefragt: Was bedeutet es, mit der letzten Etappe die Reise als ganze abgeschlossen zu haben? Bedeutet es, mehr und vor allem besser zu wissen; sich ein breites und gesichertes Wissen über die Welt und die spezifisch geographischen, die allgemein wissenschaftlichen und die »ganz alltäglichen« Dinge in der Welt angeeignet zu haben? Bedeutet es gar, die richtige Ordnung der Dinge und die richtige Geographie der Welt skizziert zu haben; auf das richtige Verständnis von Kultur und Natur, von Identität und Differenz sowie von Macht und Herrschaft gestoßen zu sein? Und bedeutet es folglich, daß die Reise, wie es so schön heißt, ein voller Erfolg war? Oder bedeutet das »wahr gewordene« Ende der Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt »eigentlich« nichts weiter, als eine Menge Ressourcen verschwendet zu haben, weil kein gesichertes oder besseres Wissen erworben werden konnte; weil weder die richtige Ordnung der Dinge noch die richtige Geographie der Welt, ja nicht einmal die gesuchte ANDERE Geographie der Welt gefunden werden konnten? Diesen Fragen soll im folgenden – im Anschluß an ein Resümee – nachgegangen werden. Dabei wird nicht nur deutlich werden, warum sich weder Trauer noch Freude einstellen möchten. Es wird auch deut-

lich werden, was es mit dem »Nach-der-Reise« »eigentlich« auf sich hat.

Das Resümee nimmt seinen Ausgangspunkt bei der *zweiten Etappe*. Die geographische Wirklichkeit, so lautet ihr Fazit, ist nicht per se, sondern stellt eine Fiktion dar, die – als symbolische Rekonstruktion – immer wieder aufs neue innerhalb eines Prozesses (re-)produziert wird, in dessen Mittelpunkt die fixierende und normalisierende Verortung von Objekten und Identitäten steht. Dieser Prozeß, der im Anschluß an Pierre Bourdieu (1997: 93) als die *heimliche Umkehr von Ursache und Wirkung* bezeichnet werden kann, ist weder auf die Wissenschaften im allgemeinen noch auf die disziplinär-disziplinierende Geographie im besonderen beschränkt (vgl. Gregory 1994). Er läuft jeden Tag, jede Sekunde vom Klassenzimmer bis zum Kanzleramt auf unzähligen gesellschaftlichen Ebenen ab. Die Ubiquität dieses Prozesses konnte im Rahmen der *dritten Etappe* am Beispiel des deutschen Blicks auf die Türkei nachvollzogen werden. Dabei zeigte sich, warum die deutsche Türkei-Politik seit 1989 nicht als richtungslos interpretiert werden sollte: Zwar bewegt sie sich zwischen rhetorischer Nähe, modernem Kreuzzug und okzidentaler Exklusion und ist damit durch eine Gleichzeitigkeit widersprüchlicher Strategien gekennzeichnet. Aber sie korrespondiert mit einer Verortungs-Praxis, die die Türkei – wie auch die in Deutschland lebenden Türkinnen und Türken – zwischen dem »Eigenen« und dem »Anderen« festschreibt und letztlich insofern als »fremd« und »anders« repräsentiert, als sie keinen Raum für kulturelle Entgrenzung bieten kann.

Der Prozeß des Welt-Ordners entlang den vermeintlich homogenen Kategorien des »Eigenen« und »Anderen« kann folglich nicht als Privileg der »traditionellen Geopolitik« aufgefaßt werden. Vielmehr ist *allen* geopolitischen Strategien, seien sie nun »traditionell geopolitischer«, politisch-geographischer, politikwissenschaftlicher, praktisch-politischer oder populär-medialer Art, gemeinsam, daß sie komplexe lokale Realitäten auf überschaubare geopolitische Abstraktionen reduzieren. Zwar kann vor diesem Hintergrund festgehalten werden, daß es sich bei der traditionellen Demarkationslinie zwischen Politischer Geographie und Geopolitik in erster Linie um einen strategischen Trennungsstrich handelt. Aus dessen Dekonstruktion leitet sich aber kein Plädoyer für »Geopolitik« ab. Was sich aus dessen Dekonstruktion hingeleitet, ist ein Plädoyer für eine auf Differenz be-

ruhende politische Geographie, die darauf aufmerksam macht, daß jegliches (Welt-)Ordnung letztlich mit einer auf je anderen Ausschlüssen beruhenden imaginativen Geographie korreliert – mit einer imaginativen Geographie, deren Evidenz es zu dekonstruieren gilt.

Diese politische Geographie wendet sich nicht nur gegen das in vermeintlich homogene Kulturräume zerfallene Welt-Bild der verschiedenen geopolitischen Strategien. Sie wendet sich gleichermaßen gegen das Bild des grenzenlosen Ausgleichs, das im Zusammenhang mit der Globalisierungsdebatte (re-)produziert wird. Zwar vermag die Rede von der Globalisierung auf einen ersten Blick den Anschein zu erwecken, als bewirke »Globalisierung« eine Dislozierung, eine *Entortung* diskursiv fixierter Identitäten. Aber im Verlauf der *vierten Etappe* konnte die Rede von der Globalisierung als die *Rede* von der Globalisierung entlarvt werden, innerhalb derer zwei grundlegende Diskurse des modernen Denkens – die liberale Universalität im Sinne des Naturrechts und der ethnische Partikularismus im Sinne des historischen Rechts – in ein nicht aufzulösendes Streitgespräch verwickelt sind, das letztlich keiner Person erlaubt, sich ihrer kulturellen Zugehörigkeit zu entledigen.

Dies bedeutet nicht nur, daß die Möglichkeit »ethnischer Konflikte« auch innerhalb der Rede von der Globalisierung immer schon angelegt ist, sondern auch, daß das meist negativ konnotierte Phänomen des *Nationalismus* als einer besonderen Form der kulturellen Identifikation nicht so trennscharf vom meist positiv konnotierten Phänomen des *Nationalbewusstseins* abzugrenzen ist, wie dies insbesondere in den tagespolitischen Diskussionen rund um die »Fremden«- bzw. »Ausländer«-Feindlichkeit immer wieder getan wird. So politisch bequem diese graduelle Unterscheidung also erscheinen mag: sie »ist theoretisch vergleichsweise beliebig und kann deshalb nicht als definitorische Differenz benutzt werden«, wie Nassehi (1990: 264, Fußnote 4) im Anschluß an Hans Mommsen (1986) betont. Diese Überlegung wird übrigens von dem potentiellen Einwand, demzufolge es nicht *den* Nationalismus, sondern historisch unterschiedliche Formen des Nationalismus gebe, eher unterstrichen als in Frage gestellt.

Damit sei nicht behauptet, die Gründe für die Katastrophen der Moderne – von denen des Kolonialismus, denen des Nationalismus und des Faschismus bis hin zu den ebenso aktuellen wie alltäglichen Formen der »Fremden«- bzw. »Ausländer«-Feindlichkeit – würden

hier ausschließlich im Paradox des humanistischen Universalismus bzw. in der kontinuierlichen (Re-)Produktion (national-)kultureller Demarkationslinien gesehen. Im Gegenteil sei an dieser Stelle noch einmal dem Soziologen Nassehi zugestimmt, der festhält, daß die Entstehungsbedingungen für die Katastrophen des Nationalismus und des Faschismus – hier sei hinzugefügt: auch des Kolonialismus – »sicher nicht allein in der Entstehung nationaler/ethnischer Identifikationsmuster [liegen]« (Nassehi 1990: 270, Fußnote 9). Vielmehr bekomme in diesem Kontext Max Horkheimers »berühmtes Diktum, wer über den Kapitalismus nicht reden wolle, müsse über den Faschismus schweigen, nachträglich Recht« (ebd.) – was nicht bedeute, den *Nationalismus* auf eine aus der Eigenlogik der *kapitalistischen Gesellschaft* resultierende Größe zu reduzieren.

Diese Argumentation weist zwei Verbindungen zu den Inhalten der *ersten Etappe* dieser Reise auf. Dort wurden die (erkenntnis-)theoretischen Grundlagen für alle weiteren Interventionen insofern gelegt, als das Phantasma objektiver Erkenntnis durch den welt-ordnenden *Jedermann* ebenso dekonstruiert wurde wie dasjenige des selbst-identischen *Jemand* (Waldenfels 1990). Allerdings ergeben sich die Verbindungen weniger aus diesen »hauptsächlichen« Terrains der Verstörung. Die erste resultiert vielmehr aus dem besonderen Verhältnis von *Kulturalismus* einerseits und *Ökonomismus* andererseits, das im Rahmen der ersten Etappe skizziert wurde. Die Verhandlung des Horkheimer-Diktums durch Nassehi erinnert nämlich daran, daß das Ziel eines ANDEREN Denkens nicht darin bestehen kann, eine endgültige Rangordnung unter diesen Polen aufstellen, ihr spannungsvolles Verhältnis fixieren oder auf den Punkt bringen zu wollen. Das Ziel besteht im Gegenteil darin, die Spannung zwischen diesen Polen aufrechtzuerhalten und ihr Verhältnis immer wieder neu zu verhandeln – und zwar insofern, als die Felder diskursiver Ausschlüsse weder durch eine kulturalistische noch durch eine ökonomistische Brille in ihrer Gesamtheit erfaßt werden können (vgl. auch McRobbie 1991).

So sei an dieser Stelle noch einmal unterstrichen, daß es innerhalb eines ANDEREN Denkens nicht darum gehen kann, diskursive Ausschlüsse, seien sie nun ökonomischer, geschlechtsspezifischer oder eben »kultureller« Art, in die Klammer eines ontologischen Kulturbegriffs zu ziehen. Entsprechend sperrt sich der ANDERE Kulturbegriff nicht nur gegen eine Fixierung auf das eifersüchtige »Andere« von Na-

tur, wie sie gemeinhin aus einem objektivistischen, naturwissenschaftlichen Blick auf die »Ei(ge)ne Welt« resultiert. Er sperrt sich auch gegen eine Fixierung auf das eifersüchtige »Andere« von Ökonomie und Gesellschaft, wie sie vielfach dort vorgenommen wird, wo durch eine objektivistische Brille auf die »Ei(ge)ne Welt der Sozialwissenschaftler« geschaut wird. Das Kulturelle im Sinne der *traveling theory* entzieht sich jeder Festlegung auf einen Gegenstand innerhalb eines objektivistischen Forschungsprogramms; es fungiert als Feld »einer ungleichmäßigen und unvollständigen Produktion von Sinn und Wert, die häufig aus unvereinbaren Forderungen und Praktiken besteht« (Bhabha 1996: 345-346) und aus dem *realen* Kampf um »soziales Überleben« (Bhabha 1994: 172; Übersetzung JL) resultiert.

In der Betonung der *Realität des Diskursiven* liegt die zweite (und vielleicht wichtigere) Verbindung zwischen der ersten Etappe einerseits und der Verhandlung des Horkheimer-Diktums durch Nassehi andererseits – können doch beide als Plädoyers gelesen werden, den *Kampf um Repräsentation* nicht als eine harmlose semantische Kabbele zu konzeptualisieren. Daraus folgt, daß in diesem Resümee nicht nur auf das Feld der *dekonstruktiven Verunsicherungen*, sondern auch auf dasjenige der *Rekonstruktionen* eingegangen werden muß – auch wenn eine Trennung von dekonstruktiven und rekonstruktiven Elementen lediglich in analytischer Hinsicht möglich ist. Auch wenn also die Bewegung der Rekonstruktion »eigentlich« nicht von derjenigen der Dekonstruktion getrennt werden kann, soll im folgenden jener Bereich eines ANDEREN Denkens im Vordergrund stehen, in dessen Rahmen insofern taktische Schließungen oder »Erdungen« vorgenommen werden müssen, als der Essentialismus *theoretisch* zwar dekonstruiert sein mag, *politisch* aber noch lange nicht aus der Welt ist (vgl. Hall 1997c).

Da auch dieser zweite Teil der Zusammenfassung bei den Ergebnissen der *zweiten Etappe* beginnen soll, sei hier zunächst eine recht grundlegende Rekonstruktion genannt: die Rekonstruktion der geographischen Wirklichkeit als einer Wirklichkeit von Ausschlüssen. Sie kann insofern als grundlegend bezeichnet werden, als sie es ist, die ein ANDERES Denken dazu veranlaßt, dekonstruktiv-rekonstruktive Taktiken zu entwickeln – und zwar solche Taktiken, mittels derer es gelingen kann, jene Wahrheiten und Identitäten sichtbar zu machen, die vom modernen Welt-Ordnungsdenken ausgeschlossen und unsichtbar

gemacht wurden (und vielfach immer noch ausgeschlossen und unsichtbar sind). Eine solche Taktik wurde – unter der Überschrift einer ANDEREN Geopolitik – im Rahmen der *dritten Etappe* in Anlehnung an das Gedankengebäude der *critical geopolitics* entwickelt. Gemäß ihrem theoretisch-praktischen Programm ist diese ANDERE Geopolitik nicht nur bestrebt, die multipel binären Welt-Bilder der unterschiedlichen geopolitischen Strategien zu dekonstruieren, sondern macht sich auch auf die Suche nach ANDEREN und wenn möglich besseren Welt-Bildern. Dabei möchte sie ausschließlich als das ANDERE der Geopolitik gelten, nicht aber als »Geopolitik« an sich.

Die Eigenschaft, als ANDERES gelten zu wollen, teilt sie mit einem Begriff, der innerhalb der *vierten Etappe* de- und rekonstruiert wurde: dem Globalisierungsbegriff. Denn wie die ANDERE Geopolitik, so markiert auch der ANDERE Begriff von Globalisierung lediglich eine taktische Bewegung in einem Raum, den Michel de Certeau als den »Ort des Anderen« (Certeau 1988:89) bezeichnet hat. Folglich zielt der ANDERE Begriff von Globalisierung nicht nur darauf ab, die Globalisierungsdebatte, die er als *Rede* von der Globalisierung entlarvt, eines *falschen Universalismus* zu überführen. Er zielt immer auch darauf ab, solchen Wahrheiten und Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die im Rahmen des falschen Universalismus (ein- und gleichzeitig) *ausgeschlossen* wurden und vielfach immer noch (ein- und gleichzeitig) *ausgeschlossen* sind.

Damit erinnert er an eine ANDERE Verortungs-Praxis – eine Verortungs-Praxis, die sich immer wieder aufs neue *zwischen den jeweiligen Orten ihrer beiden* ANDEREN bewegt: im Zwischen-Raum des in ethnisch-territoriale Blöcke zerfallenen Welt-Bilds einerseits und des grenzenlosen, »sich im Fluß befindenden« Welt-Bilds andererseits. Zwar kann diese Praxis insofern nicht zu einer ANDEREN Geographie der Welt führen, als eine ANDERE Geographie der Welt in einem auf Differenz beruhenden Projekt schlicht nicht gezeichnet werden kann. Aber im Rahmen ihrer beharrlichen Bewegungen scheinen immer wieder ANDERE, vorläufige Bilder der Welt auf, die sich – einem Vexierbild ähnlich – allen Versuchen der Fixierung entziehen. Wenn diese Bilder zudem das Adjektiv »besser« für sich in Anspruch nehmen, dann verbindet sich damit nicht der Gedanke an ein absolutes und endgültiges »Besser«, wie es etwa mit der universalistischen Moral der Aufklärung verbunden ist. Zwar wendet sich eine ANDERE Verortungs-Praxis gegen

die Durchsetzung partikularistischer »Eigen«-Interessen auf Kosten der jeweiligen »Anderen«. Aber da sie gleichzeitig an den inklusiv-exklusiven, den falschen Charakter der universalistischen Interventionen im Sinne der *conditio humana* erinnert, macht sie *auch* darauf aufmerksam, daß der Traum einer universellen Moral als ausgeträumt zu bezeichnen ist (vgl. Podak 2000). Und nicht zuletzt strebt sie danach, jenen Wahrheiten und Identitäten zu ihrem Recht zu verhelfen, die gleichsam unter der Hand immer wieder aufs neue ausgeschlossen werden – wobei sie allerdings nicht umhin kommt, immer wieder auch den vorläufigen, hybriden Charakter der von ihr verhandelten (und »eigentlich« *aller*) Wahrheiten und Identitäten zu betonen.

Abschließend sei diejenige Rekonstruktion genannt, die im Rahmen der *ersten Etappe* vollzogen oder, besser gesagt, eingeleitet wurde. Angesprochen ist hier die Rekonstruktion eines ANDEREN Denkens als das ANDERE des westlichen Einheitsdenkens und damit die wohl grundlegendste der ganzen Reise. Wie eine ANDERE Verortungs-Praxis, so zielt auch ein ANDERES Denken darauf ab, sich *zwischen* Identität und Differenz zu bewegen, ohne die Unvereinbarkeit dieser beiden Pole aufzuheben. Mit anderen Worten: So wichtig es auf dem Terrain der Verstörungen ist, den Pol der Identität nicht zu vergessen, so wichtig ist es auf dem Terrain der Rekonstruktionen, den Pol der Differenz nicht aus den Augen zu verlieren. Denn würde die Differenz aus den Augen verloren, dann täte ein ANDERES Denken letztlich nichts anderes als das, was es dem modernen Denken zum Vorwurf macht: Es würde sich auf die verzweifelte Suche nach der *Einheit von Einheit und Vielheit* begeben; es würde die »Sehnsucht nach dem Ganzen und dem Einen« (Lyotard 1990: 48) (re-)produzieren und damit unweigerlich den modernen *Kampf gegen das Unbestimmte* (Bauman 1998: 31) führen. Es würde Wahrheiten bezeichnen und Identitäten fixieren. Es würde die Welt von einem freischwebenden Aussichtspunkt aus ordnen, ohne zu bedenken, daß es einen solchen Aussichtspunkt schon allein deshalb nicht geben kann, weil es die Welt als solche nicht gibt. Das Fazit dieser Reise kann folglich nur in der Aufforderung bestehen, den Blick von »Nirgendwo«, sei es ein »anderer« oder sei es der »eigene«, zu verunsichern und sich auf diese Weise weniger auf die Beobachtung des jeweiligen Gegenstands als auf die Art und Weise zu konzentrieren, in der dieser Gegenstand (re-)produziert wird.

Ausblick: Ein »Nach-der-Reise« gibt es (nicht) ...

Im Anschluß an das Fazit klären sich die eingangs gestellten Fragen. Denn wenn das Fazit in der Aufforderung besteht, den geographischen Blick zu verunsichern, dann bedeutet diese Reise – verglichen mit traditionellen Reisen – gleichzeitig ein Weniger und ein Mehr an Erfolg. Sie bedeutet ein *Weniger an Erfolg*, weil sich nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und das Ziel einer ANDEREN Geographie der Welt nicht erreicht werden konnte; sie bedeutet ein *Mehr an Erfolg*, weil sich nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und das Ziel einer ANDEREN Geographie der Welt nicht erreicht werden konnte. Diese (vermeintlichen) Paradoxien können als symptomatisch für das auf dieser Reise entwickelte, skizzierte und ansatzweise vielleicht auch angewandte Denken gelten. Denn in ihnen wird noch einmal deutlich, daß diese Reise nicht auf ein meßbares Mehr oder Weniger an objektivem Wissen abzielte, das den Weg zu einer ANDEREN Geographie der Welt weisen könnte. Diese Reise zielte auf ein ANDERES Denken ab, das letztlich mehr Fragen stellt, als es Antworten gibt.

Wenn sich aber nach dieser Reise keine gesicherten Standpunkte mehr bezeichnen lassen und wenn das Fazit lautet, den geographischen Blick zu verunsichern, dann wird auch deutlich, was es mit dem »Nach-der-Reise« auf sich hat. Denn dann wird deutlich, daß es dieses »Nach-der-Reise«, so paradox dies klingen mag, gibt und gleichzeitig nicht gibt. In diesem Doppel zeigt sich einmal mehr der »Übergang von einer linearen Konzeption zu einem ANDEREN Verständnis von Zeit (...) – zu einem Verständnis von Zeit, das deren paradoxen Charakter stärker berücksichtigt und in den Vordergrund spielt« (Bronfen u. Marius 1997: 9). Auch wenn die Reise also formal abgeschlossen wurde und daher in chronologischem Sinn als »der Vergangenheit angehörig« bezeichnet werden kann, so bedeutet dies nicht, daß die Reise tatsächlich beendet wäre. Sie stellt ein immer wieder ANDERES Projekt dar, das nicht wirklich beendet, sondern lediglich taktisch abgeschlossen werden kann und dessen Ziel darin besteht, dem Denken der »Ei(ge)nen Welt« ein *Denken zwischen vielen Welten* entgegenzusetzen.

Damit erklärt sich auch, warum sich im Anschluß an diese Reise keine Trauer darüber einstellen mag, daß sie vorüber ist: Diese Trauer

erübrigt sich schlicht. Und was sich ebenfalls erübrigt, ist die Freude, wieder zu Hause zu sein. Denn es gibt schlicht kein Zuhause, keinen »heimlichen« und sicheren Ort (mehr), zu dem zurückgekehrt werden könnte, zumindest nicht im »eentlichen«, im essentialistischen Sinne (vgl. Bhabha 1997b). Was bleibt, ist »Unheimliches« – wobei der Begriff des Unheimlichen weder mit romantischen Vorstellungen einer horizontweiternden »Selbst«-Findung noch mit nostalgischen Gedanken an eine »sichere Heimat« aufgeladen werden sollte. Sowenig nämlich, wie Edward Said (1997) schreibt, die schlichte Existenz postkolonialer Migrantinnen und Migranten ein Programm oder eine Vision darstellt, sowenig sollte auch die schlichte »Nicht-Existenz« eines gesicherten Heims (oder einer Heimat) als romantisches Programm oder als bedrohliche Vision verstanden werden. Um eine Feststellung von Elisabeth Bronfen und Benjamin Marius (1997) wieder aufzunehmen: Es geht nicht darum, ob WIR Heimatlosigkeit für erstrebenswert halten oder nicht – und zwar schon allein deshalb nicht, weil auch der größte Aufwand schlicht nicht ausreicht, ein Heim zu schaffen, wo kein Heim existieren kann (vgl. Vidler 1993). Es geht allein darum, wie WIR mit Heimatlosigkeit umgehen. Insofern sollte der Topos des Unheimlichen (und auch dies teilt er mit der Bedingung der kulturellen Hybridität) lediglich als ein geeigneter Ansatzpunkt gelesen werden, an dem die wirkliche Arbeit, die harte Arbeit, beginnen könnte.

Die taktische Schließung »Nach-der-Reise« bedeutet demnach nichts anderes, als die beiden theoretisch-praktischen Ansatzpunkte – die schlichte »Nicht-Existenz« einer essentialistischen Heimat im Sinne der Transterritorialität einerseits und die schlichte Existenz kultureller Hybridität im Sinne der Transkulturalität andererseits – ernst zu nehmen und die harte, die wirkliche Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« anzugehen: diejenige Arbeit, die in der permanenten Verunsicherung auch des »eigenen« Blicks besteht. Und vielleicht besteht die größte Schwierigkeit tatsächlich darin, die theoretisch-praktischen Verunsicherungen nicht allein auf den geographischen Blick ANDERER, sondern auch auf den »eigenen« Blick anzuwenden. Dies impliziert nämlich, jeden »Gestus des Besserwissens« (Nassehi 1999: 360) zu vermeiden. Doch es ist nicht allein der »Gestus des Besserwissens«, der quer zu den Ansprüchen eines ANDEREN Denkens liegt. Auch der Gestus, im »eigenen« Arbeiten etwas »Neues«, noch nie Dagewesenes zu sehen, steht im Widerspruch zu den theoretisch-prakti-

schen Inhalten eines ANDEREN Denkens. So sei noch einmal betont, daß »das veraltete und überholte Denken der Moderne« ebensowenig existieren kann wie »das neue Denken der Postmoderne« – unterstellt diese Einteilung doch jenes chronologische Schema des »Davor« und »Danach«, dessen Semantik es, wie Waldenfels (1990) festhält, gerade zu befragen gilt, und kann doch das gemeinhin als »modern« bezeichnete Denken nicht vollends auf die Bewegung des *ad unum vertere* reduziert werden.

Auch wenn es also »eigentlich« auf der Hand liegt, warum die harte Arbeit des »Nach-der-Reise« weder mit der Überzeugung, »besser« zu wissen, noch mit der Überzeugung, »Neues« zu wissen, verrichtet werden sollte, so wurde die Empfehlung, beides zu vermeiden, nicht von ungefähr ausgesprochen. Denn schon ein flüchtiger Blick auf die jüngere sozialwissenschaftliche Literatur macht deutlich, daß die Differenz, wenn nicht zur Göttin, so doch zumindest zur (vermeintlich »neuen« und »besseren«) Modeberaterin des wissenschaftlichen Zeitgeists erhoben worden ist. Dabei ist es nicht allein die Etikettierung des Differenzdenkens als grundsätzlich »neu« oder »besser«, die problematisch wirkt. Vielmehr bewirkt seine Inkorporierung in den Wissenschaftsbetrieb auch eine Harmonisierung und Vereinheitlichung von Differenz – von Differenz im allgemeinen und insbesondere auch der radikalen theoretisch-praktischen Projekte, die im »Stammbuch« eines ANDEREN Denkens eingeschrieben sind:

»Wie gewöhnlich bläht sich die Semantik einer Formel, wenn sie in aller Munde ist, gewaltig auf und saugt sich voll mit den Bedeutungswünschen, Harmonisierungs- und Selbstlegitimierungsbemühungen der Zitierer. Eine solche semantische Entankerung endet tendenziell bei einer Leerformel« (Hard 1998: 250-251).

Und so kann man sich denn auch des Eindrucks nicht erwehren, die Namen Michel Foucaults, Pierre Bourdieus oder Donna Haraways seien auf Schlagworte reduziert, die weniger für eine praktische Beteiligung an konkreten politischen Auseinandersetzungen als vielmehr für pawlowsche Vokabeln im karriere- und disziplinpolitischen Kampf eines weichgespülten sozialwissenschaftlichen »Mainstreams der Minderheiten« stehen.

Aber muß an dieser Stelle nicht insofern innegehalten werden, als

weiter oben festgehalten wurde, daß die größte Schwierigkeit der harten, der »eigentlichen« Arbeit des »Nach-der-Reise« vielleicht darin besteht, die theoretisch-praktischen Verunsicherungen auf den »eigenen« Blick, auf das »eigene« Arbeiten anzuwenden? Dieser Anspruch soll nun ernst genommen werden – was nichts anderes bedeutet, als einräumen zu müssen, daß auch das »eigene« Arbeiten zu der von Hard (ebd.) beschriebenen »semantischen Entankerung« beiträgt. Im Klartext: Auch wenn auf der Reise zu einer ANDEREN Geographie der Welt versucht wurde, die dissidenten Potentiale eines ANDEREN Denkens zu unterstreichen, so beförderte doch auch diese Reise unweigerlich denjenigen Prozeß, den Lawrence Grossberg (1997), in bezug auf die *cultural studies*, als »Cross Road Blues« bezeichnet hat und an dessen Ende »Differenz« nur noch die Position einer Leerformel markieren wird. Auch die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt muß sich den Vorwurf gefallen lassen, zur Harmonisierung und Befriedung von Differenz beizutragen – auch wenn (und vielleicht sogar gerade weil) sie doch »eigentlich« bestrebt ist, Harmonisierung und Befriedung zu verstören.

In diesem Kontext ist auch der wohl schwerwiegendste Vorwurf zu sehen, der gegen ein Denken im Zwischen-Raum geltend gemacht wird. Dabei handelt es sich um den Vorwurf, daß auch ein ANDERES Denken letztlich nicht über das vereinheitlichende und identifizierende Denken der westlichen Moderne hinauskommen könne, in dessen Mittelpunkt das westliche, männliche und besitzende Subjekt steht. Auch dieser Vorwurf wird insbesondere von solchen Vertreterinnen und Vertretern formuliert, die einem ANDEREN Denken nicht nur wohlwollend gegenüberstehen, sondern ihre theoretisch-praktische Arbeit als Teil ANDERER Projekte betrachten – sei es nun mit eher postkolonialem oder mit eher (post-)feministischem Schwerpunkt. So schreibt etwa Vivek Dhareshwar: »Poststructuralist theory seemed to promise a language to demarcate and deconstruct the hegemonic discourse of the West; and yet it has been unable to conceive of alterity as anything other than its own reflection« (Dhareshwar 1990: 240). Dieser Vorwurf stellt wohl tatsächlich den »größten anzunehmenden Vorwurf« dar, denn er stellt und beantwortet zugleich die Frage, ob nicht auch die *traveling theory*, die immer wieder ANDERE Theorie, letztlich »immer noch die ›Psyche‹ des Westens repräsentiert, den Spiegel, in dem das Subjekt des Westens sich festhält, selbst wenn es dies

nur tut, um sein eigenes Verschwinden zu beklagen« (ebd.; Übersetzung JL).

Wenn dieser Vorwurf ebensowenig von der Hand zu weisen ist wie derjenige der Harmonisierung von Differenz, dann stellt sich die Frage nach seinen Konsequenzen in bezug auf die Sinnhaftigkeit eines ANDEREN Denkens im allgemeinen und des »Nach-der-Reise« im besonderen. Denn wenn ein ANDERES Denken insofern letztlich zum Scheitern verurteilt ist, als es trotz aller Bemühungen nichts anderes zu (re-)produzieren vermag als das, was es »eigentlich« zu überwinden gehofft hatte – dann muß das Projekt des »Nach-der-Reise« in Frage gestellt werden. Denn dann stellt sich die Frage, warum die wirkliche, die harte Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« überhaupt angegangen werden sollte.

Aber lassen die genannten Vorwürfe gegen ein ANDERES Denken tatsächlich keine andere Wahl als die schlechte Wahl der Resignation? Eine Antwort auf diese Frage soll in den Arbeiten einer Theoretikerin gesucht werden, deren Arbeiten sowohl als postkolonial als auch als (post-)feministisch gelten können: in den Arbeiten Gayatri Chakravorty Spivaks. Freilich kann es nicht darum gehen, die Interventionen dieser Autorin auf den Punkt zu bringen – können doch fixierende Zuschreibungen dieser Art schon allein deshalb nicht vorgenommen werden, weil, wie Foucault (1981: 36) schreibt, einzelne Bücher lediglich *Knoten in einem Netz* markieren und ihre *Grenzen nie sauber und streng geschnitten* sind. Zudem erscheint es – praktisch gesprochen – unmöglich, die differenten Argumente Spivaks auf einen Nenner zu bringen. Dennoch kann vielleicht folgendes festgehalten werden: Obwohl (oder gerade weil) es in ihren Augen kein »Außerhalb« des kolonialen, westlichen und männlichen Diskurses geben kann; obwohl (oder gerade weil) das marginalisierte Subjekt in ihren Augen nicht sprechen kann – »the subaltern cannot speak« (Spivak 1994: 104) –, so hält sie doch an einem ANDEREN Denken fest. Denn ihr dekonstruktivistischer Standpunkt besteht in der »eigentlich unmöglichen Verweigerung gegenüber einer Struktur, die man angreift und zugleich verinnerlicht hat« (Spivak 1993: 60, zit. in Grimm 1997: 52).

Der letzte Satz zeigt, warum die skizzierten Vorwürfe schließlich doch eine andere Wahl als die schlechte Wahl der Resignation lassen. Denn er verweist auf ein unauflösliches Dilemma: ein Dilemma, das darin besteht, immer wieder aufs neue Vielheiten zu produzieren und

die Grenzen sprachlicher Bezeichnungen überschreiten zu wollen – und doch immer schon zu wissen, daß Vielheiten nicht produziert und die Grenzen sprachlicher Bezeichnungen nicht überschritten werden können. Damit beschreibt er ein Dilemma, das bereits in der Einleitung problematisiert wurde und das als grundlegend für ein ANDERES Denkens gelten kann: Die Sprache gestattet es nicht, *über den Begriff hinauszugelangen* (Adorno ³1982: 27), und jeder Satz schließt mit einem Punkt, der das »Immer-auch-anders-sein-Können« der Bedeutungen radikal reduziert.

Wenn dieses Dilemma aber schon *vor* der Reise bestand und die Reise trotzdem unternommen wurde, dann sollte es auch *nach* dieser Reise nicht dazu führen, entmutigt die Hände in den Schoß zu legen. Mit anderen Worten: Auch wenn (oder gerade weil) die Vorwürfe ernst genommen werden müssen; auch wenn (oder gerade weil) es auf der Reise nicht gelingen konnte, *über den Begriff hinauszugelangen*; auch wenn (oder gerade weil) die Suche nach einer ANDEREN Geographie der Welt letztlich erfolglos blieb, so besteht kein Anlaß zur Resignation. Im Gegenteil – hat sich doch im Verlauf der Reise gezeigt, daß es gar nicht im Sinne eines ANDEREN Denkens sein kann, über den Begriff hinauszugelangen bzw. eine ANDERE Geographie der Welt skizzieren zu wollen. Denn dies würde letztlich bedeuten, die erhabene Perspektive der freischwebenden Beobachterin bzw. des freischwebenden Beobachters für sich zu reklamieren und damit letztlich die Perspektive Gottes, dem *allein das Privileg zusteht, eine Perspektive des Nirgendwo einzunehmen, und der deshalb ohne Perspektive auskommt* (Nassehi 1999: 354). Und aus diesem Grund bleibt auch *nach* der Reise nichts weiter als die Einladung an alle Mitreisenden, sich trotz – oder gerade wegen – der widrigen Umstände in einem ANDEREN Denken zu üben und die wirkliche, die harte Arbeit des »Lokal denken, global handeln!« anzugehen.